



Russische Bauern in der Verbannung.

Petersburger Brief.

Fast jeden Tag kommen nach Tscheljabinsk administrative Verbannete: aus dem Kaukasus, aus Polen, aus den baltischen Provinzen und aus den Zentralgouvernements. Alle sind, nach der Meinung der Administration, ein unruhiges Volk und zu einem gewissen Grade „revolutionär“.

In diesen Tagen kamen 5 Bauern aus dem Gouvernement Sibirien, darunter zwei Greise, ganz gebrochen und entmutigt. Alle fünf sind Analphabeten, mit Ausnahme eines Alten, der wenigstens seinen Namen schreiben kann.

„Warum sind Sie verbannt worden?“ fragte man.

„Wir wissen wirklich selbst nicht warum. Der Kreischef hat mit Kofalen. Er befahl, uns zu verhaften. Wir fragten: Warum? „Stillgeschwiegen“, sagte er, „ich bin Euer Jar und Gott. Was ich will, das tue ich!“ — Man verhaftete uns und schickte uns auf zwei Jahre hierher.“

„Bei mir“, erzählte ein anderer der Bauern, „betriebe ich einen Schweinehandel. Ich weigerte mich, ihm Schweine ohne Geld zu verkaufen. „Warte“, sagte er, „du wirst an mich denken.“ Der Kreischef begab sich zum Kreischef und behauptete, daß wir die Bauern aufgewiegelt hätten, keine Steuern zu liefern.“

Ein zweiter Bauer kam hinzu.

„Warum hat man Sie verbannt?“

„Bei der Gemeindeversammlung sagte ich dem Kreischef, daß er sich in unsere Angelegenheiten nicht mischen solle, weil er einer anderen Gemeinde angehört. Er fuhr mich grob an: „Schweige, Schuft!“ sagte er, „sonst kommst Du vor Gericht!“ Man setzte mich tatsächlich in Arrest und verbannte mich dann gegen Aufhebung.“

Das ist echt russisch. Die Männer schießt man nach Sibirien, die Weiber und Kinder aber läßt man verhungern.

Eine Szene, die der Tragikomik nicht entbehrt, fand die- ses Tage in und vor einer Kirche in Remel statt. Ein 40-jähriger Maurergeselle wurde mit einer jungen Witwe gerannt. Während der Feier in der Kirche schon hatte sich eine unbekannte Frauensperson störend betragen, war aber fortgewiesen worden. Als das nunmehrige Ehepaar sich jedoch anschickte, die Kirche zu verlassen, stürzte die Person auf den Bräutigam zu, verlegte ihm während der Flucht auf den Hinterkopf und schrie: „So, mit hast du heute loote, du Das? Wat moßt du nu noch zu mit dine Kinder moate, du Das? Wat moßt du nu noch zu andre frige?“ Der junge Ehegatte war zuerst sprachlos und suchte dann die Bornige zu beruhigen; als ihm dies jedoch nicht gelang, suchte er sein Heil in der Flucht und verhielt sich, begleitet von Hohn- und Spottgeschreien der zahlreichen Zuschauer.

Ein Schiff-Abenteuer im Schneesturm. Der Dampfer „Amro“, der die Expedition des Leutnants Chadleton nach dem antarktischen Meere brachte, ist von dort endlich überliefert nach Christchurch (Neuseeland), zurückgekehrt. Das Schiff hatte mit Schneestürmen zu kämpfen und die Expeditionsmittelglieder litten sehr unter der intensiven Kälte. Das Schiff muß ins Dock gehen. Es landete drei Insassen von dem Expeditionskorps, nämlich die Herrn Dr. Mitchell, Mr. Macintosh und Mr. Cotton. Mr. Macintosh ist es sehr schlimm ergangen, er hat ein Auge verloren. Leutnant Chadleton berichtet, daß die Nacht, in der die Expedition landete, voll sei von gewaltigen Walfischen. Die Besatzung der Mannschaft erzählten Interessantes über die Reise. Das Schiff begegnete Eisbergen, die 50 Meter hoch aus dem Wasser aufragten. Die erste Landungsabteilung bestand aus Leutnant Adams, Herrn Joyce und Herrn Wilke. Die von Kapitän Scott benutzte Hütte „Discovery“ wurde unbeschädigt, aber eingeschneit aufgefunden. Die dort niedergelegten Ausrüstungen waren noch wohl erhalten. Die Versuche, Lagervorräte an Land zu bringen, hätten beinahe zu Unglücksfällen geführt, denn das Wetter drohte, das Schiff zum Stranden zu bringen. Schließlich konnte man mit dem Aufbau des Hauses beginnen. Die Ponies, die man mitgenommen hat, bewährten sich vorzüglich. Die Maschinen eines Motorwagens arbeitete tadellos, aber der Motor konnte nicht verwendet werden, weil das Land nicht flach genug war. Bei einem Schneesturm wirkten besonders empfindlich Eisplättchen, die mit gewaltiger Wucht vom Winde getrieben wurden. Eisklumpen von der Größe einer Kartoffel wirkten wie Geschosse und riefen Schmerzen hervor. Dieser Schneesturm dauerte drei Tage. Man konnte während dieses Sturmes nur auf wenige Schiffs- längen sehen. Als sich der Sturm schließlich legte, entdeckte der erste Offizier, daß das Schiff dicht vor Bergen lag, die man

weit entfernt geglaubt hatte. Die Temperatur sank während des Sturmes so, daß selbst die stürmische See zustror. Eine Zeit lang schien der Untergang des Schiffes fast unvermeidlich, weil dieses immer wieder mit Eisschollen zusammenstieß. Als der Sturm vorüber war, hatte das Schiff eine Eisschicht von nahezu einem Fuß Dicke und die ganze Tafelage war so mit Eis bedeckt, daß die Mannschaft das Eis wegschneiden mußte, ehe man Segel aufziehen konnte. Am Bug hatte das Schiff einen Eiswall von 16 Zoll Dicke angelegt. Stride von der Dicke eines kleinen Fingers waren durch das angelegte Eis bis auf eine Dicke von 8 Zoll Durchmesser angewachsen.

Der Königssturm als „Pantomime“. In dem portugiesischen Orte Balsa kamen einige Bewohner auf den Einfall, den Bissaboner Königssturm als Pantomime zu geben. Unter den Mitwirkenden befanden sich ein Vater und seine beiden Söhne. Der Vater stellte den König, ein Sohn den Kronprinzen und der andere den Hauptantantäter Buica dar. Als Paffe diente ein Revolver, der patronenlos sein sollte, aber nicht ganz entladen war. Als der Wagen durch die Dorfstraße fuhr und der Antantäter hinaussprang, gingen zwei scharfe Schüsse los und töteten nach dem Berl. Tgl. den Vater und den einen Sohn.

Aus dem Referendar-Examen. „Sie haben das Examen bestanden, Herr Kandidat. Ihre schriftliche Arbeit war leider nicht ausreichend, Ihre mündliche Examen war auch nicht genügend. Wir glauben jedoch kompensieren zu können. Grüßen Sie, bitte, Ihren Herrn Papa!“ (Simplizissimus.)



Wiesbaden, 12. März 1908.

Der Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild

bittet uns um Veröffentlichung folgender Kundgebung: Eine ernste Bitte des Volksbundes an die deutschen Väter und Mütter. Der Volksbund beabsichtigt folgende Eingabe an die deutschen Regierungen und Parlamente zu richten: Die Gefährdung unserer Jugend und damit des ganzen deutschen Volkes durch den Schmutz in Wort und Bild wird nach den Ereignissen der letzten Zeit auch von denen anerkannt, die der Gefahr früher gespottet haben. Manches ist zwar erreicht. Mit dankenswerter Unterstützung der Behörden und der Presse ist es uns gelungen, gewisse Blätter von den schmutzigsten Anzeigen zu säubern. Aber viel mehr bleibt noch zu tun. Im Interesse der deutschen Jugend fordern wir, daß die Regierungen gegen die öffentliche Auslegung von Bildern und Schriften einschreiten, die weit entfernt der Kunst oder der Wissenschaft zu dienen, lediglich darauf berechnet sind, in schamloser Weise die Sinnlichkeit zu reizen.

Im Sinne des unerschütterlichen Gründers unseres Volksbundes, Otto von Reizner, richten wir die dringende Bitte an Väter und Mütter, Lehrer und Lehrerinnen, überhaupt an alle, die es ernst mit unserem deutschen Volke meinen, uns in unserem Kampfe zu unterstützen und uns zu dem Vorhinein der obenstehenden Eingabe an die deutschen Regierungen und Parlamente auf einer Postkarte ihre Zustimmung zu übermitteln.

Die Zustimmungserklärungen sind zu adressieren: An die Geschäftsstelle des Volksbundes, Berlin NW. 87. Auch unsere Redaktion ist zur Entgegennahme von Unterschriften gern bereit und hat zur Einzeichnung eine Liste aufgelegt.

Bis zum Ostersfest am 19 April

ist es noch immer ein langes Ende. Auch für die Fastenzeit wird Amusement und Anregung in Hülle und Fülle geboten, ersten Naturen sogar zuviel. An die Stelle der Ball-Lustbarkeiten vom Januar und Februar treten jetzt mehr Theater- und musikalische Unterhaltungen. Uebrigens wird heuer nicht nur dem Lachen, sondern auch dem Magen in besonderer Weise gedient. In einer mittelbayerischen Großstadt offeriert ein Restaurant als höchste Delikatesse der Saison russischen Wäsenbraten! Wohl bekomms, dem's behagt. Die Volksvertreter merken, wie in der Ferne die Ferien-Lust zu wehen beginnt, sie arbeiten mit doppeltem Eifer, freilich heißt es auch bestimmter, daß wieder eine ganze Menge Arbeit der herkömmlichen Tätigkeit überlassen werden soll? Die Reisen nach dem Süden beginnen, verschiedene Fürstenbegegnungen werden sich dann am Mittelmeer abspielen. Der Deutsche besonders träumt mit warmer Empfindung vom Süden, aber in den letzten Jahren brauchte er diejenigen seiner Landsleute, die hinunter gereist waren, nicht zu beneiden. Jenseits der Alpen war Bittern und Zähneklappern.

* Verband mittlerer Reichs-, Post- und Telegraphenbeamten. Auf Anregung des Vorstandes des Ortsvereins vom Vorstande mittlerer Reichs-, Post- und Telegraphenbeamten hielt Herr Gymnasialdirektor Professor Dr. Brenner in liebenswürdigem Entgegenkommen am 10. im Restaurant „zur Wartburg“ einen anziehenden Vortrag über unsere Flotte, der von den zahlreich erschienenen Zuhörern, unter denen sich auch viele Damen befanden, mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. Eine von dem Herrn Gymnasialdirektor mitgeteilte Episode aus seinem Leben fand ebenfalls aufmerksame und dankbare Aufnahme. Die von einigen Mitgliedern des Ortsvereins nach Beendigung des Vortrages ausgeführten Musikstücke ernteten reichen Beifall. Allgemein wurde der Wunsch um baldige Wiederholung eines so anregend verlaufenen Abends laut.

* Die Kurzschrijfschule Stolze-Schrey hat nach ihrem soeben erschienenen Jahrbuche, das das Ergebnis der Zählung vom 30. Juni 1907 enthält, im letzten Jahre einen erfreulichen Aufschwung genommen. Sie umfaßt allein in Deutschland 1457 Vereine mit 46 640 Mitgliedern, 3425 Mitgliedern mehr als im Vorjahre. Unterrichtet wurden im Jahrgange 1906—07 in Deutschland 24 620 Personen, gegen das vorhergehende Jahr ein Mehr von 12 718. Die Zahlen in Preußen stellen sich wie folgt: 1062 Vereine, 32 768 Mitglieder und 64 335 Unterrichtete. Der Zuwachs an Unterrichteten ist größer als ihn irgend eine andere stenographische Gemeinschaft aufzuweisen hat. Vorsitzender des Verbandes ist Max Wädler, Berlin W. 35, Potsdamer Str. 123b.

Vereins- und andere kleine Nachrichten.

Mehrere Mitglieder der „Krieger- und Militärkameradschaft N. W. 2.“ machten am Montag einen Ausflug nach Udenheim, Rheinhessen. Herr Kamerad Renu, 2. Vorsitzender, hielt bei dem Mittagsmahl eine Begrüßungsrede und freute sich der regen Beteiligung. Mit einem Toast auf E. M. Kaiser Wilhelm 2. endete die Rede. Die Kameraden sorgten reichlich für Unterhaltung. Die Kinder wurden während einer Fahren-Polonaise mit 300 Fadenregeln aus Wiesbaden, sowie allerlei Schickereien beschenkt. Kamerad Renu sprach Kamerad Renu im Namen sämtlicher Kameraden den Dank für die wohlgeleitete Veranstaltung aus. Ein Teil der Kapelle des Regts. 27 (Oranien) füllte die Pausen durch musikalische Darbietungen aus. Kamerad Würges brachte verschiedene komische Vorträge. Der Ausflug wird jedem Kameraden in gutem Andenken bleiben.

Der Wiesbadener Militärverein veranstaltete am letzten Sonntag einen Ausflug nach Dohheim (zur Turmhalle). Trotz des strömenden Regens war bereits um 5 Uhr der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt, was ein Beweis dafür ist, daß diese Familien-Ausflüge des Vereins sehr beliebt sind. Durch Tanz und Gesangsvorträge wurden den Besuchern einige vergnügte Stunden bereitet.

— Seit kurzem beginnt sich in den Reisegegeschäften, in denen seit unendlichen Zeiten alles beim alten geblieben war, eine frohe und begrüßende Neuerung einzuführen. Der Agl. Hoflieferant und Hoflieferant Francois Haby, Berlin, Mittelstraße 7-8, ist hier in dankenswerter Weise vorangegangen, indem er alle gemeinschaftlichen Rasierkäse aus seinem Etablissement entfernt. Man weiß ja, wie lebhaft unsere Hygieniker immer den Kopf und die zu ihm gehörigen Rasiermittel, nämlich Wasser, Seife und Pinsel, befehligen. Die Erfahrung lehrt eben, daß durch dieses Werkzeug des Friseurs gar zu oft die gefährlichsten Hautkrankheiten von kranken Kunden auf den gesunden übertragen werden. Längst hätte man aus diesem Grunde Pinsel, Kopf, Wasser und Seife aus dem Rasierkasten verbannt, wenn man nur einen besseren Ersatz für sie gehabt hätte. Dieser ist nun durch das neue Rasiermittel „Wach auf“ gefunden. Das neue Rasiermittel wird direkt aus der Tube auf das Gesicht aufgetragen und nach seiner äußerst angenehmen, geruchlos kosmetisch wirkenden Benutzung einfach mit dem Handtuch abgewischt. Für den Kopf und seine gefährlichen Gefährdungen ist bei diesem Verfahren allerdings kein Platz. Zu den vielen sonstigen Vorzügen des neuen Rasiermittels gehört u. a., daß man keine Messer außerordentlich lange scharf erhält und schont. Der Hauptvorteil von „Wach auf“, durch den es sich so kraftvoll durchsetzt und zweifellos ein neues Genre des Rasierens einleitet, ist aber sein unbedingter hygienischer Wert, denn als Folie die angenehme und bequeme Benutzung zur Seite steht.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Meyer, Dr. M. W., Erdbeben und Vulkane. Reich illustriert. In Farbendruck-Umschlag gebunden 1 A. fein gebunden 2 A. Verlag des „Kosmos“, Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Brändische Verlagshandlung), Stuttgart. (Die Mitglieder erhalten diesen Band kostenlos.)



Sunlicht Seife

verleiht der Wäsche blütenweiße Reinheit, entzückende Frische und jenes köstliche Aroma, als wäre sie aus einem Blumengarten hervorgegangen und hätte den zarten Hauch duftender Blüten in sich aufgesogen! Sunlicht Seife ist auch vorzügliche Badeseife.





Nr. 62.

Freitag, den 13. März 1908.

23. Jahrgang.

Zur linken Hand.

Roman von Ursula Zöge von Manteuffel.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Die Welt glaubt nicht an solche schwesterliche Vermittlerinnen.“

Flore sprang auf und maß ihn mit den Blicken, ihr schmales, blaßes Gesicht erschien ihm eben fast unirdisch.

„Lüge!“ rief sie, „o wie ist das alles so erbärmlich elend und niedrig — wie ekelt mir davor!“

„Was meinst Du?“

„Ich frage Dich dagegen: „Wer verleumdet mich?““

„Die Welt!“ versetzte er, sich abwendend — und dazu hast Du ihr in unbegreiflicher Taktlosigkeit selbst ein Recht gegeben!“

„Diese Welt besteht nur aus Euch beiden und Eurer gefälligen Gehilfin! — O, noch einmal Schande über dies feige Gaukelspiel, zu dem Du Dich, um zu Deinem Ziele zu kommen, willig hergibst. Glaubst Du denn wirklich, daß ich so töricht bin, das nicht zu begreifen? — „Die Welt sagt“, so redet Ihr mir vor, und dabei werdet Ihr Euch doch hüten, diese ganze, an sich so geringfügige Sache der Welt bekannt zu geben ... denn es wäre Euch selbst sehr unangelegen, wenn die Welt wirklich „sagte“. Aber ich soll mit diesem Wort in die Enge getrieben werden und — hier kommt die Hauptsache! — sodann gibt es ein treffliches Material, einen so vollgiltigen Grund zur Scheidung. Nicht wahr? — Denn man muß doch eine Formel haben, unter der es geschieht — und da habt Ihr gewartet und gesehnt, bis sich so willkommener Anlaß fand ... und nun atmet Ihr auf!“

„Niemand wird je die Gründe so recht erfahren, aber vor dem Scheidungsgericht ist der kleine Roman doch sehr brauchbar. Daß Du mich dabei einer Lüge opferst, kommt nicht in Betracht. So — Du wolltest wissen, wie ich über Deine Handlungsweise denke. Nun weißt Du es!“

Er mußte sie wieder ansehen, ob er wollte oder nicht. Es war ein unsicherer Blick — er war vollständig überrascht, und neben dem Jörn über die ihm so schonungslos vorgehaltene Wahrheit stieg wieder das Gefühl bewundernden Entzückens in ihm auf, jene verderbliche Schwäche, vor der er sich hüten wollte um jeden Preis.

Flore hatte mit leidenschaftlicher Empörung gesprochen. Nun es gesagt war, setzte sie sich wieder und ein müder, abgespannter Ausdruck kam in ihr Gesicht. In ganz anderem, beinahe gleichgültigem Tone fuhr sie dann fort:

„Was die Scheidung selbst betrifft, so kenne ich ja Deine Entschlossenheit und meine Ohnmacht. Du willst es und wirst es. Du hast es bereits getan. Denn ob von Dir verlassen oder geschieden, bleibt sich gleich. Letzteres wird in mein Leben keine Veränderung bringen und das Kind, was verliert es? Weder den Erzieher, noch den Vater, dessen Rang und Stellung es erben könnte! Und wenn ich auch wollte, ich kann nichts an der Tatsache ändern, daß Du Dich längst von uns geschieden hast und in Deine Sphäre zurückgekehrt bist. Wogegen ich mich aber ansehe, das ist die falsche Flagge, unter welcher der Akt vollzogen werden soll. Niemals füge ich mich willig

barein — könntest Du das wirklich glauben?“

„Formalitäten, weiter nichts!“ sagte er aufstehend — um so schroffer, je mehr er sich erkannt und gedemütigt fühlte, „weshalb nimmst Du die Sache so tragisch? Sie wird, wie Du selbst weißt, nicht an die Öffentlichkeit dringen!“

Flore erhob sich von neuem:

„Findet eine andere Formel!“ befahl sie mit so gebietendem Stolz, daß ihm wieder war, als habe er diese Frau noch nie gekannt. Sie tat einen Schritt, aber dann war es, als müsse sie gegen eine körperliche Schwäche ankämpfen, sie sah nach der Lehne des Stuhles und ihr Blick irrte wie verwundert durchs Zimmer. Sie hatte sich jedoch schnell wiedergefunden und sah mit Befriedigung, daß er das vorübergehende Unwohlsein nicht bemerkt hatte.

„Daß mich jetzt gehen!“ sagte sie abgebrochen, „diese unerquicklichen Verhandlungen greifen mich an. Ich fühls.“ — Er lächelte spöttisch.

„Glaub' ich nicht. Mir gibst Du eine Gelegenheit nach der andern, Deine Stärke und Seelenruhe anzustrengen. Eine Antwort bist Du mir noch schuldig. Du bedienstest Dich wiederholt des Wortes: „Ihr“. Habe die Güte mir mitzuteilen, auf wen sich dieser Plural bezieht.“

„Auf Dich und Karoline.“

„Ah! Also doch eifersüchtig!“

Sie antwortete nicht gleich, es war, als müsse sie sich selbst prüfen, ob er Recht habe oder nicht. Dabei nahm sie das ganze Zimmer, seine Arbeitsstätte, den Raum, in welchem sein Geist eine Heimstätte hatte, zum ersten Male mit forschender Aufmerksamkeit in Augenschein. Alle diese schön gemalten Porträts an den goldbraun schimmernden Wänden waren ja die Zeugen seines täglichen Schaffens und Grübelns. Sie sahen auf seine angeregten und arbeitsmüden Stunden herab, sie sahen die finstern zusammengezogene Stirn oder die erwartungsvolle Miene, mit welcher er einer wichtigen Depesche harzte — sie sahen ihn auch, wenn er ruhelos hin- und herschritt, sich in bitterer Ungeduld seiner Fesseln erinnernd, die den Adlerflug hemmt! — Vor allem war es wohl das lebensgroße Bild seiner Mutter, zu welcher auch ein Gegenbild hinaufstiegt? Herzogin Mathilde in einem rund ausgeschnittenen dunkelroten, leuchtenden Kleide, in der Tracht der dreißiger Jahre, das weiße Gesicht mit der stark gebogenen lächlichen Nase und dem auf dem Kopf zu einer riesenhaften Schleife verschlungenen dunklen Haar, sah dort oben auf einem Sessel von apfelgrünem Damast. Die königlichen Smaragden in den Haaren und um den stolzen Hals schienen grüne Lichter zu sprühen.

Wie lange wird es dauern und diesem Wilde gegenüber hängt das Porträt der — Herzogin Karoline? — So wird und so muß es ja kommen. Der Platz ist noch leer, er wartet gleichsam auf das Bildnis jener Frau, die sich Flore garnicht anders wie auf dem Thronessel sitzend vorstellen kann, eine Bergamentrolle in der Hand

Das sind die beiden Frauen, die sein Leben ausfüllen — was ist sie dagegen? — Ein verwehtes Blatt, eine flüchtige Erinnerung!

Brinz Karl Otto beobachtete sie die ganze Zeit über scharf und folgte ihren wandernden Blicken. Es war so leicht, ihre Gedanken zu lesen, sie hatten von jeher eine Sprache in ihren berebten, wunderbar ausdrucksvollen Augen. Da sie auf seine Bemerkung aber mit den Lippen nicht gleich antwortete, sah er sich genötigt, dieselbe noch einmal zu wiederholen.

„Also doch eifersüchtig!“

„Dazu hast Du mir so wenig Ursache gegeben, wie ich Dir. Nein. Ich bin es nicht. Auf diese Frau am wenigsten — obwohl sie Dir so viel ist: die geistige Teilhaberin Deines Arbeitslebens, ja, Deine Geisteschwester. Ich sehe es ein, Ihr gehört zusammen und Ihr werdet zusammen bleiben, denn Ihr strebt beide demselben Ziel auf demselben Wege entgegen. Ich kann Dir aber nicht verhehlen, daß ich sie für die Stärkere halte. Sie regiert Dich. Das sollte nicht sein. Glück wird Dir das schwerlich bringen.“

„Florentine!“ rief er, wieder von grenzenloser Ueber- raschung erfasst. Sie nickte nur.

„Es ist so! — Jetzt aber nochmals — laß mich fort! — Ich muß an die Luft. Mir wird unwohl und schwindlig und nichts liegt mir ferner, wie hier vor Dir mit irgend einem Ohnmachtsanfall zu paradiesieren. Lebwohl!“

„Das sind Ausflüchte. Du kannst unmöglich jetzt fort. Wenigstens nicht, bis Du —“

Er trat vor sie hin und hielt ihre kalten, widerstrebenden Hände fest. —

„Eins muß ich noch wissen — hörst Du? — Nachher gehe . . . wenn Du noch gehen willst. Sag' mir's! — Liebst Du mich noch, Flore?“

Kaum hatte er, einer sinnlosen, heftigen Auswallung folgend, das gesprochen, da bereute er auch schon und schalt sich einen Toren. Denn wenn nun kommt, auf was er die ganze Zeit über zuerst mit Widerwillen, zuletzt mit brennender Ungeduld wartete — jener Ausbruch leidenschaftlicher, tränenreicher Verzweiflung, was dann? — Bis zu welchem bindenden Wort wird er sich hinreißen lassen, wenn Florentine wieder in seinen Armen liegt und mit der schönen Inkonsequenz des liebenden Weibes, alles Vorhergegangene für null und nichtig erklärt — Und das muß, wie sie jetzt vor ihm steht, ihre Hände noch in den seinen, den Kopf gekent, jede Sekunde losbrechen . . . oh hätte er sie doch gehen lassen, so lange ihre Kraft zum Komödienpielen vorhielt!

Jetzt hob sie den Kopf, sah ihm ernst und voll in die Augen und sagte traurig:

„Ich weiß nicht, ob ich Dich noch liebe — aber ich weiß, daß ich endlich gelernt habe, ohne Dich zu leben!“

Er prallte zurück.

„So? — Leben — ja . . . weiterleben, meinst Du? — Du bist aber unglücklich!“

„Auch das kaum noch!“

Diese einfachen Worte, die den Stempel der Wahrhaftigkeit in sich trugen, ergriffen ihn mit fast körperlicher, schmerzhafter Gewalt. Keinen Augenblick hatte er daran gezweifelt, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte und jubelndes Glück trat an die Stelle der schweren Anklage. Jetzt fing er an zu begreifen, daß er sie verloren habe. Im selben Augenblick stand's schon felsenfest bei ihm, daß er nicht ruhen werde, bis sie jenes kleine Wort unter Tränen und Küssen zurückgenommen habe.

Sie hatte ihre Hände etwas hastig befreit und sich nach der Türe umgewandt — jene ohnmächtige Schwäche, gegen die sie schon seit einiger Zeit kämpfte, war wieder über sie gekommen und sie hatte nun keinen anderen Gedanken, wie dies Zimmer zu verlassen, aber dies Zimmer begann sich in beunruhigender Schnelligkeit um sie herum zu drehen — sie wollte die Klinke der Türe ergreifen und griff fehl, schwankte, tat einige Schritte nach dem Sopha und fiel mit schwindelnden Sinnen auf die Polster.

Im nächsten Augenblick war er neben ihr, kniete nieder, bettete ihren Kopf auf seinen Arm und starrte halb ungläubig, halb mitleidsvoll in ihr Gesicht —

„Flore!“ flüsterte er leise, „fasse Dich — komme zu Dir! Es ist ja alles gut!“

Aber das Gesicht blieb weiß und leblos.

„Flore, ich bitte Dich!“

Er nahm ihre Hand und führte sie an die Lippen und dann küßte er sie auf die geschlossenen Augen. Ihr Gesicht war eiskalt.

Sollte sie wirklich ernstlich ohnmächtig sein?

Plötzlich erwachte in ihm ein leidenschaftliches Mitleid . . . alles, was er dieser Frau im Laufe der Jahre an Vernach-

lässigung und Kränkung zugefügt hatte, stand in greller Beleuchtung vor seiner Seele und erfüllte dieselbe mit Reue. So wenigstens nannte er das peinvolle Verlangen, „gut zu machen“, das heißt, sie zu erwecken zu Glück und Seligkeit.

Mit einer vorsichtigen Bewegung löste er den Hut von ihren Haaren, goß dann aus einer Karaffe etwas Wasser über sein Taschentuch und legte dieses auf ihre Stirn. Die schwarzen Wimpern zuckten, sie kam zu sich und die ersten Worte, welche in ihr Bewußtsein drangen, waren seine, mit leidenschaftlicher Festigkeit geflüsterten Versicherungen:

„Flore, komm doch zu Dir! Du bist ja bei mir. Du sollst es auch bleiben — ich liebe Dich, Liebling! Hörst Du mich? Es ist nun alles gut!“

Ihre Hand lag noch kalt und schlaff in der seinen, ihr Gesicht völlig ausdruckslos.

Wieder irrang er auf. Dort auf einem Seitentischchen pflegte eine geschliffene Kristallflasche mit Sherry zu stehen. Er goß ein wenig davon in ein Glas und befeuchtete ihre Lippen. Das half. Sie trank einen Schluck, öffnete die Augen und sah ihn verwundert an, dann belebten sich ihre Züge, sie versuchte sich aufzurichten.

„Was war das nur?“ fragte sie verwundert.

„Vergiß es. Du bist bei mir und ich liebe Dich. So. Ist nun alles gut?“

Ein feines Rot stieg in ihre Wangen, sie schob seine Hand fort und setzte sich auf — dabei griff sie sich an den Kopf.

„Mir ist besser, aber noch schwach und schwindelnd. Wes-halb liebst Du mich nicht gehen, als ich gehen wollte? Ich wäre jetzt schon auf dem Bahnhof . . . Da das nicht sein kann, muß ich Dich schon inkommodieren und bitten, mir etwas zu essen zu geben. Ich habe ganz gewöhnlichen Hunger, denn, wie mir jetzt einfällt, habe ich seit gestern abend nichts gegessen.“

Er klingelte wieder und Franke trat ein.

„Die Gräfin wünscht augenblicklich etwas zu essen!“

„Hohheit befehlen. Es ist bereits serviert!“

Flore versuchte sich zu erheben, aber ihre zitternden Knie verfielen noch den Dienst.

„Noch eine Minute,“ sagte sie, „dann komme ich.“

„Flore,“ rief er leidenschaftlich, „vergieß mir! — Du kommst zu mir und ich lasse Dich hungern. — Es ist barbarisch — es ist schändlich!“

„Das? — Wie konntest Du wissen, daß ich nichts gegessen hatte? — So! Jetzt wird es schon gehen!“

„Es wird nicht gehen, ohne meine Hilfe . . . nimm meinen Arm!“

„Nein — nein!“

Ohne sich um ihren Protest zu kümmern, legte er den Arm fest und zwingend um ihre Taille und führte sie, die in der Tat zitterte.

Der alte Franke hielt die Türe auf, sie gingen durch den goldblendenden Salon, durch noch ein Zimmer — die Türen wurden geräuschlos durch Lakaien aufgerissen, welche sich tief verneigten, so traten sie plötzlich aus der Tageshelle in ein sehr kleines, getäfeltes, sechsediges Gemach, welches völlig fensterlos war. Von der Decke funkelte eine Krone. An den Wänden standen auf rund umlaufendem Bort kostbare Trinkgefäße aus Glas, Elfenbein, Metall. In der Mitte stand, von Sesseln umgeben, ein kleiner ebenfalls sechsediger Tisch, der mit delikaten Speisen besetzt war.

Es war dies die sogenannte „Bügeltrunkklaus“, ein Zimmer, welches aus der trinklustigen Jugendzeit des Herzogs stammte und ihn und seine Jagdplumpe, zum Verdruss seiner gestrengen Gemahlin, nur zu oft in feuchtfröhlicher Stimmung gesehen hatte. Sein, allen Gelagen abholdes Sohn, benutzte es nur als Kaffee- und Theezimmer.

„Ich hatte es mir erlaubt, in Eile hier einen Imbiß servieren zu lassen,“ sagte der Hofmarschall, verneigte sich ebenfalls tief, trat zurück und rollte die Holztafelung zu, so daß das Zimmer nun auch türrenlos erschien . . . in der Tat ein Gemach, wie geschaffen für ein grollendes Paar, um allen Hader zu vergessen und eine trauliche Versöhnung zu feiern.

Flore schienen solche Gedanken nicht zu kommen — sie war in der Tat hungrig und erschöpft, nahm von allem, was er ihr anbot, und fühlte schon, während sie es und von dem kräftigen Rotwein trank, wie ihre Natur wieder ins Gleichgewicht kam, das Blut ruhig und voll pulsierte, jede Bewegung sich kräftigte.

Er saß die ganze Zeit neben ihr, sah ihr zu, reichte ihr selbst von all den guten Dingen das Beste und sprach nicht viel — ihm war zu Mut, als bläbe sie mit jeder Minute zu entzückenderem Liebreiz auf und als lehre unter dem belebenden Einfluß von Speise und Trank aller Zauber liebenswürdiger, sanfter Lebendigkeit zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das seidene Kleid.

Erzählung von B. Rittweger.

(Nachdruck verboten.)

Hans Werder konnte heute kaum die Heimkehr seiner jungen Frau erwarten. Er freute sich so innig auf die strahlende Miene, mit der sie die Karte betrachten würde, die zierlich gestochenen Zeilen: „Herr und Frau Martin Stark geben sich die Ehre, Herrn Buchhalter Werder und Frau Gemahlin für den 20. d. Mts. abends acht Uhr zu Tee und Tanz ergebenst einzuladen.“ Ja, so stand es auf dem starken, goldgeränderten Karton, und ganz unten in der Ecke links: „U. A. w. g.“ Hans Werder lagte leise vor sich hin. O, die Antwort stand schon fest, natürlich eine Zusage. Selten hatte sich der zweite Buchhalter der alten, angesehenen Firma Martin Stark über etwas so gefreut, wie über diese Einladung. Sagte doch sein Chef damit ganz deutlich, daß Vissy ihm und seiner Gattin würdig erschien für ihre großartige Geselligkeit. Denn noch niemals war eine von den Frauen der Angestellten zu diesen Festen zugezogen worden. Die Herren wurden alljährlich am Neujahrstag zum Essen gebeten. Nur der Procurist und seine Frau waren bisher als gewissermaßen gleichberechtigt angesehen worden. Der erste Buchhalter, ein alter Junggeselle, kam nicht in Frage. Seiner, Hans Werders, Vissy war es vorbehalten, sich den Eintritt in diesen so strenggeschlossenen Kreis zu erringen.

Ach, wie begreiflich das Hans Werder fand! Vissy hätte seiner Meinung nach an einem Fürstenhofe glänzen können, stolz und schön, wie sie war, eine Perle, freilich leider eine Perle, der die rechte Fassung fehlte. Und das war das einzige, was des jungen Mannes Glück bisweilen trübte. Nicht, daß er es auch nur in Gedanken seiner angebeteten Frau je zum Vorwurf gemacht hätte, daß sie ganz arm zu ihm gekommen war. Im Gegenteil, er hätte ihr täglich auf den Knien danken mögen, daß sie ihn gewählt hatte, den schlichten Buchhalter, der ihr nur ein bescheidenes Los bieten konnte. Aber das eben drückte ihn. Wie hatte er es nur eigentlich wagen können, dem entzückenden Geschöpf zuzumuten, sich mit einem so bescheidenen Dasein zu begnügen, mit einem Dasein, das aus Jahre hinaus strengste Sparsamkeit und vorsichtigste Einteilung der vorhandenen Mittel erfordern würde? Doch, wenn man liebt und geliebt wird, rechnet und wägt man nicht ängstlich. Hans Werder wenigstens hatte es nicht gekonnt. Er liebte Vissy, die, eine arme Waise in abhängiger Stellung, aber von sehr guter Herkunft, entzückt von der Werbung des hübschen, lebenswürdigen Kaufmanns, freudig eingewilligt hatte, die Seine zu werden. Und so, ohne weiter lange zu überlegen und zu rechnen, hatte das junge Paar die Ehe geschlossen, eine Ehe aus reiner Reigung. Das kleine Vermögen des Buchhalters hatte eben ausgereicht zu einer eleganten Einrichtung. Hans hätte wohl recht gern einen Teil desselben für Notfälle zurückbehalten, aber Vissy hatte ihm in ihrer bestimmten, lebhaften Weise klargemacht, daß es viel vorteilhafter sei, sich alles gleich recht vollständig anzuschaffen. Hans gab nach, wie immer, und ließ sich mit einer ziemlich hohen Summe in die Lebensversicherung aufnehmen. Es konnte ihm ja doch etwas zustoßen, und dann sollte sein Weib nicht hilflos dastehen. Freilich, die Prämie verschlang jährlich einen namhaften Teil des Einkommens, und man mußte sich recht einschränken, um auszukommen, besonders seit vor ein paar Monaten ein kleiner Hans erschienen war und seine Ansprüche stellte. Indes, in zwei Jahren gab es eine ordentliche Gehaltsaufbesserung. Dann konnte man sich manches erlauben, was man sich jetzt versagen mußte.

Hans verzichtete gern auf das nicht unbedingt Notwendige, nicht so seine Frau. In Vissy, die immer, erst bei der verwitweten Mutter, dann in spärlich bezahlten Stellungen in Enge und Unsicherheit gelebt hatte, erwachte nun, da zum ersten Male gesticherte Verhältnisse sie umgaben, bald der Wunsch nach mehr. Die anbetende Liebe ihres Mannes, das Dasein des Kindes genügten ihr nicht völlig zur Ausfüllung ihres Daseins. Sie hätte, schön und lebhaft, wie sie war, gern auch Gelegenheit gehabt, in der Welt zu glänzen,

ihre Persönlichkeit in höheren Kreisen als etwa auf einem Tanzkränzchen des kaufmännischen Vereins zur Geltung zu bringen. Dort fühlte sie sich nicht in ihrem Element. Es steckte in ihr noch der ganze Stolz der höheren Beamtentochter, und sie war der Ansicht, besser keine Geselligkeit als eine in ihren Augen minderwertige. So verzichtete Hans auf den Verlust mit seinesgleichen und führte nur ab und zu seine Vissy ins Theater oder in ein Konzert. Die junge Frau war scheinbar damit zufrieden, aber Hans fühlte doch, daß sie sich nach mehr sehnte, daß sie ein heißes Verlangen nach Zerstreuungen und Vergnügungen hegte, wie er sie ihr eben nicht bieten konnte.

Im stillen hatte er gehofft, mit der Geburt des Kindes würde Vissy zufriedener werden, aber diese Hoffnung hatte sich nicht erfüllt. Vissy liebte wohl ihren Kleinen, aber sie ging doch nicht völlig in Mann und Kind auf.

Ganz glücklich machte darum heute den jungen Mann die Einladung seines Chefs, und er lief in seiner freudigen Erregung von einem Fenster zum anderen, um zu sehen, ob Vissy nicht endlich käme.

Es war Sonntag, und sie war zur Kirche gegangen. „Daß man doch einmal unter Menschen kommt“, hatte sie halb scherzend, halb bitter beim Abschied gesagt. Er hatte sie, notwendiger Privatbriefe halber, heute nicht begleiten können. Die letzten Worte seiner Frau hatten in ihm nachgehallt und ihn ernstlich beunruhigt. Ob Vissy wirklich glücklich war an seiner Seite? Ob sie es nicht am Ende bereute, ihn gewählt zu haben?

Es ist so still um ihn her. Der kleine Hans schläft im Nebenzimmer, das Mädchen schafft in der Küche. O, wenn Vissy nur endlich käme, damit er einen frohen Ausbruch auf ihr süßes Antlitz zaubern könnte! War er doch nun im Besitze eines mächtigen Zauberstabes, der Einladungskarte. Jetzt endlich hört er ihren leichten Schritt im Flur, und schnell reißt er die Tür auf und umfaßt mit einem heißen Kuss die geliebte Gestalt. Wie schön sie ist, seine Vissy! Die Wangen sind leicht gerötet von der kalten Luft; unter dem weißen Schleier erscheinen sie wie von einem Glauum überhaucht. Die dunklen Augen leuchten, die schlankte Gestalt im knappen Kostüm ist von vollendetem Ebenmaß. Wahrlich, die Natur hatte in verschwenderischer Laune eine Fülle von Schönheit über dieses Weib ausgegossen! Nur hätte das Auge etwas fröhlicher blicken, die Stimme etwas heller und freudiger klingen sollen, mit der Frau Vissy jetzt ihren Mann begrüßt.

Er in seiner Herzensfreude vermisst heute nichts. „Herz, liebes — da hab' ich aber eine Ueberraschung für dich. Sieh her!“ Gespannt beobachtet Hans sein Weib.

Einen Augenblick leuchten ihre Augen in frohem Erstaunen auf, und mit einem tiefen Atemzug kommt's aus ihrem Munde: „Ach, das ist doch endlich einmal etwas!“ Aber sofort überschattet eine Wolke von Unmut das Antlitz. „Es kann mir nichts nützen, Hans, ich habe ja nichts anzuziehen.“

„Aber, Vissy, du hast doch dein Brautkleid, es ist noch kaum getragen. Und es steht dir so ganz entzückend.“

„Mein Brautkleid!“ Sehr verächtlich klingen die Worte. „Mein Brautkleid! Ein weißes Volkkleid, unmöglich zu dieser Gelegenheit. Und es ist auch so entsetzlich kleinbürgerlich, wenn eine junge Frau nichts anzuziehen hat als das immer wieder chemisch gereinigte, aufgearbeitete Brautkleid. Nein, Schatz, davon verstehst du nichts. Wenn ich nicht ein neues, elegantes, seidenes Gesellschaftskleid haben kann, müssen wir die Einladung ablehnen.“

„Ablehnen — das geht auf keinen Fall, Herz. Um, ich verstehe nicht viel davon, aber ich meine, in einem weißen, feinen Volkkleid könnte sich eine junge Frau recht gut sehen lassen, eine so hübsche Frau besonders.“

„Du irrst, Hans. Eben eine hübsche Frau braucht auch eine passende Toilette, denn sie fällt mehr auf als eine unscheinbare Persönlichkeit. Männer verstehen das nicht, natürlich nicht, aber ich weiß es. Frau Stark würde sich wundern, wenn ich zu ihrem Fest erschiene wie ein Backfischchen zum Tanzstundenball. Nein, ent-

weber passend oder gar nicht. Und da wird wohl das Letztere eintreffen, denn bei unseren sehr beschränkten Einnahmen —

„Was kostet denn solch ein seidenes Kleid eigentlich?“
„Da muß ich erst rechnen. Wart mal! Es hat ja zwar keinen Zweck, aber es kann auch nicht schaden. Also: sechzehn Meter Stoff — ich will mal sagen zu fünf Mark das Meter — sind achtzig Mark; Façon in einem guten, wenn auch nicht in einem ersten Geschäft, dreißig Mark; Zutaten und Garnitur ebenfalls; das sind zusammen hundertundvierzig Mark. Dafür könnte ich eine, zwar immerhin noch bescheidene, aber doch genügende Toilette haben. Indes, es hat ja keinen Zweck, davon zu sprechen. Wo sollten wir wohl hundertundvierzig Mark herbekommen? Und das reicht noch nicht. Ich müßte auch lange Glacéhandschuhe haben, frische Blumen, neue Tanzschuhe, eigentlich auch noch ein zweites Armband, einen Fächer — unter vierzig bis fünfzig Mark ist das alles nicht zu beschaffen. Wir werden also absagen müssen. Ach, es ist zu schade!“

„Rein, ich sage nicht ab, Bissy. Es muß ermöglicht werden — wie, weiß ich selbst noch nicht. Absagen — nein, das hieße doch einfach meinen Chef geradezu beleidigen.“

„O, das finde ich nicht. Sag' ihm doch einfach, deine Mittel erlauben dir nicht, solche Geselligkeit jetzt mitzumachen.“

„Das kann ich nicht. Ich beziehe für meine Jahre ein sehr anständiges Gehalt, und steigende Erhöhung ist mir zugesichert. Es käme unbescheiden heraus, wenn ich sagen wollte, ich hätte nicht genug. Das Fest ist erst in vierzehn Tagen. Ich werde vorläufig zusagen, vielleicht findet sich ein Ausweg. Absagen kann man immer noch. Sag', Herzog, kannst du's wirklich nicht einrichten mit deinem Brautkleid?“

„Auf keinen Fall, Hans. Halte es, wie du willst, sage zu oder lehne gleich ab — ich kann nur erklären, daß ich ohne eine durchaus passende Toilette nicht an einem solchen Fest teilnehme, so gern, ach so gern ich's täte! Mein glühendster Wunsch wäre ja damit erfüllt. Ach, Hans, es tut so weh, immer zurückstehen zu müssen, wenn man das Gefühl hat, in dem höchsten Kreise glänzen zu können! Es ist mir ja auch nicht nur um mich, es ist mir auch um dich zu tun. Man steht doch ganz anders in der Welt da, wenn man beachtet und gezählt wird. Ach, das elende Geld! Jede Freude nimmt es einem, jede.“

Hans seufzte. Er hätte gern erwidert, daß das wahre Glück von solchen Augenbitten gänzlich unabhängig sei, aber er fand nicht den Mut dazu. Bissy konnte dann so verlegend lachen, und das war ihm furchtbar. Es kamen ihm in solchen Augenblicken Zweifel an ihrer Liebe, und ihre Liebe war sein Leben, das höchste, beste in seinem ganzen Dasein.

Es ist am Montagabend. Tief verstimmt, ermüdet und überreizt packt Hans Werder als letzter der Beamten des Hauses Stark seine Bücher und Schriften zusammen. Er hatte sein heutiges Pensum nicht eher erledigen können und ist deshalb länger als sonst geblieben. Es eilt ihm auch nicht, nach Hause zu kommen. Er hat mittags eine sehr heftige Szene mit seiner Bissy gehabt, den ersten wirklichen Streit in seiner nun fast zweijährigen Ehe. Noch einmal hatte er verlangt, Bissy solle sich mit dem vorhandenen Anzug begnügen, die notwendigen Kleinigkeiten wolle er zu erschwingen suchen. Da war sie so heftig geworden wie noch nie und hatte sich sogar zu der Aeußerung hinreißend lassen, es täte jedes Mädchen gut, sich erst zu überlegen, ob die Verhältnisse, in die ein Mann sie bringe, auch ihren berechtigten Ansprüchen genügten. Hans hatte bitter und scharf entgegnet und zum ersten Male das Haus ohne Abschied verlassen. Und dann hatte er sich selbst Vorwürfe gemacht und in unermesslicher Liebe sein Weib mit tausend Gründen entschuldigt. Den halben Nachmittag hatte er auf dem Kontor gerechnet und gerechnet, doch ohne jedes befriedigende Ergebnis. Selbst wenn man sich in der nächsten Zeit aufs äußerste einschränken würde, so war es nicht möglich, zweihundert Mark zu ersparen. Bissy konnte das auch nicht; sie verstand es einmal nicht, kleinlich hauszuhalten, so wie seine Mutter es gekonnt hatte, seine gute Mutter, von der

er dazu erzogen worden war, niemals Schulden zu machen, sondern stets strengstes Gleichgewicht in Einnahmen und Ausgaben zu halten. Er dachte auch gar nicht im Ernst daran, sich um eines Vergnügens willen in Schulden zu stürzen. Aber Bissy! Wenn sie unglücklich war, wenn sie es verlernte, ihn zu lieben — o Gott, nur das nicht! Das wäre schlimmer als der Tod. Immer sieht er die unglückliche Miene der geliebten Frau vor sich, ihre verwirrten Augen, und er erscheint sich fast wie ein Verbrecher. Warum ist er kein Genie, warum wagt er es nicht, zu spekulieren, wie so mancher Kollege, warum versteht er es nicht, zu Geld zu kommen? Wenn man den Mut hat, ein so herrliches Geschöpf zu seinem Weib zu machen, dann muß man auch die Kraft besitzen, diesem Weib ein würdiges Dasein zu bieten. Und ist Bissy nicht berechtigt, mehr vom Leben zu verlangen, als nur seine Gattin und die Mutter des Kleinen zu sein? Hat sie nicht ein Anrecht auf Triumphe, wie sie einer so schönen Frau gebühren? Ist sie nicht mit anderem Maß zu messen als die meisten ihrer Mitschwesteren? Folgen ihr nicht aller Blicke auf der Straße, wo sie steht und geht? O, dieses Denken, dieses Sinnen, es macht ihn ganz wirr im Kopfe! Er muß sich zur Arbeit zwingen und am Abend nachholen, was er versäumt hat.

Doch endlich ist alles erledigt, nun kann er gehen. Er schließt sein Kist ab, greift nach Ueberzieher und Hut, dreht das elektrische Licht aus und verläßt das Kontor. Aus der Nebentür tritt eben sein Chef. „Nun, mein lieber Herr Werder, so spät heute? Gab's besonders viel?“

„Ich konnte nicht eher fertig werden, Herr Stark, ich hatte mittags Kopfschmerzen und war unfähig zum Arbeiten.“ Das war ja keine Lüge.

„O, dann hätten Sie besser nicht so lange bleiben sollen; aber ich weiß schon, Sie lieben keine Reste, und das ist ja nur lobenswert. Was ich noch sagen wollte, ich freue mich, daß Sie unsere Einladung angenommen haben. Meine Frau ist ganz entzückt von Ihrem jungen Brauchen, und im Vorjahr waren wir durch unsere Familientrauer verhindert, Sie beide bei uns zu sehen. — Na, nun bin ich auch bald fertig hier unten. Muß nur noch eine Sendung für meinen Jungen erledigen. Meine Frau will dem Extrazuschuß, den ich ihm zum Geburtstag zugebacht habe, ihre mütterlichen Wünsche beilegen, und da muß ich eben noch mal hinauf. So 'r Garde-Einjähriger kostet ein schönes Geld, und Berlin ist ein teures Pflaster. Lassen Sie die Korridortür nur gleich offen, Herr Werder, ich komme sofort zurück. Guten Abend!“

Damit wendet sich der Chef nach der Treppe des alten, winkligen, weißläufig gebauten Patrizierhauses. Hans Werder hat schon die Haustür erreicht, als ihm einfällt, daß er einen wichtigen Brief, der zur Post muß, vergessen hat. Rasch kehrt er nochmals in das Kontor zurück, ergreift im Dunkeln den Brief, und dann — dann findet er sich, von einem unüberstehlichen Antriebe beherrscht, in der Tür, die zum Privatkontor des Chefs führt. Mit raschem Blick überfliehet er alles, den Fünfhundertmarkschein dort auf dem schwarzen Pult neben dem Gelbbriefumschlag, das weit geöffnete Fenster — Herr Stark liebt die frische Luft — draußen weht heftiger Sturmwind, und unterm Fenster fließt das Wasser! „Ich bin eben dabei, meinem Jungen einen Extrazuschuß zu schicken.“ Diese Worte des Chefs klingen ihm nach, und dann hört er sich selbst halblaut sprechen: „Ach was, er empfindet's nicht — was sind ihm fünfhundert Mark? Ein Nichts, und ich — mir bleibt dadurch die Liebe meines Weibes erhalten!“

Stunden nur sind vergangen, seit Hans Werder den Raum betreten hat, und schon findet er sich auf der Straße, und in seiner Brusttasche knistert ein Fünfhundertmarkschein. Hans Werder ist jetzt ganz ruhig und kalt. Nun kann Bissy das seidene Kleid haben, auch was sie sonst noch braucht. Und sie wird strahlen vor Freude und so lieb zu ihm sein. Und es ist ja nicht schlimm, für Stark kein Verlust, für ihn ein unermesslicher Reichtum! Und Verdacht? Nicht möglich, gar nicht daran zu denken. Wie kann man auch so unvorsichtig sein, den Schein am offenen Fenster liegen zu lassen, ohne ihn zu beschweren? Da ist's kein Wunder, wenn der Wind ihn hinausreißt! Es ist alles aut — alles.

(Schluß folgt.)